

ANGUS DONALD

Der Kreuz- fahrer



Weltbild

Blut, Action und Leidenschaft im Heiligen Land

1190. Um eine alte Schuld abzutragen, wird der berühmte Outlaw Robin Hood von Richard Löwenherz verpflichtet, beim Dritten Kreuzzug mitzuziehen. Doch schon auf dem Weg nach Osten holt ihn die Vergangenheit blutig ein: Ein Verräter in den eigenen Reihen will Robin töten, bevor sein Fuß die Schlachtfelder des Heiligen Landes betritt ...

Robin Hood-Saga

1. Der Barde
2. Der Kreuzfahrer

Angus Donald

Der Kreuzfahrer

Roman

Aus dem Englischen von Katharina Volk

Weltbild

Der Autor

Der britische Autor Angus Donald wurde 1965 als Sohn eines Diplomaten in China geboren, wo er zunächst auch aufwuchs. Beide Elternteile stammen vom ritterlichen Hochadel ab, so dass ihm sein Interesse für Geschichte quasi in die Wiege gelegt wurde. Seine Ausbildung machte er am Marlborough College und an der Universität von Edinburgh in der britischen Heimat.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Holy Warrior.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Angus Donald

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH
& Co. KG, München

Übersetzung: Katharina Volk

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

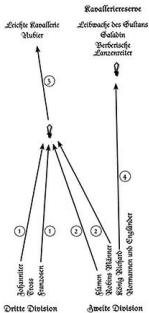
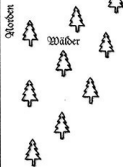
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-784-4

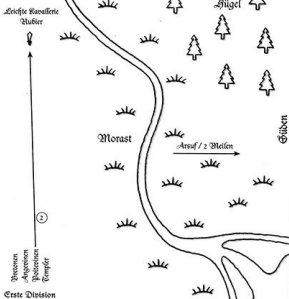
Für meine wunderbaren Eltern, Janet und Alan Donald: Danke für alles.

Die Schlacht von Arsuf, 7. September 1191

- 1 Die Johanniter und die französischen Ritter der dritten Abteilung greifen an.
- 2 Robins Blüher und die flamen unterstützen den Angriff der Johanniter. Die Templer greifen Saladin an.
- 3 Robins Blüher greift Saladin an und attackiert die Hauptreiterei des Feindes von rechts.
- 4 König Richard führt die normannischen und englischen Ritter mit einem Frontalangriff auf Saladins Armee zum Sieg.



Osten



Mittelmeer

Westen

Mittelmeer

TEIL EINS:

England

Kapitel 1

Ich habe lange gezögert, ehe ich mit dieser Aufzeichnung begann, denn ich war entschlossen, diesen Teil meines Lebens niemals schriftlich niederzulegen. Doch neulich hörte ich in einer Schenke in Nottingham einen Mann – Geschichtenerzähler von Beruf, und ein recht guter – die Tugenden des Königs Richard Löwenherz und seiner tapferen Krieger beim Großen Kreuzzug ins Heilige Land vor über vierzig Jahren in den höchsten Tönen loben. Der Mann beschrieb die in Stahl gehüllten christlichen Ritter als großartige, tödliche Kämpfer und schilderte den unvergesslichen Sieg über die Sarazenen bei Akkon und Arsuf. Er sprach von den himmlischen Belohnungen, die jeden erwarteten, der im Kampf für eine so edle Sache fiel, und von den reichen irdischen Belohnungen der Plünderung und Kriegsbeute für jene, die nicht dabei umgekommen waren ...

Doch dieser eloquente Geschichtenerzähler erwähnte mit keinem Wort die wahren Bilder, Gerüche und Geräusche auf einem Schlachtfeld nach einem ruhmreichen Sieg – die Bilder, die einen nicht mehr loslassen und bis in den Schlaf verfolgen. Er sagte nichts von den Leichen, Tausenden von Leichen mit kalkweißen Gesichtern und stierem Blick, totenstarr und aufeinandergehäuft wie Brennholz. Kein Wort über die Pferde mit aufgeschlitztem Bauch, die auf ihre eigenen Eingeweide treten, zitternd mit den Augen rollen und schreien vor Angst. Über den an Eisen und Fleisch erinnernden Gestank nach frischem Blut und verspritzten Fäkalien, ein Geruch, der einem in der Kehle kleben bleibt und sich nicht so leicht wegspülen lässt. Über das Summen von Tausenden und Abertausenden dicker Schmeißfliegen oder die unablässigen, hoffnungslosen Klagen der schwerverwundeten Kämpfer, deren Pein einen dazu treibt, sich die Ohren zustopfen zu wollen.

Er sprach nicht davon, wie grausig es ist, einen Mann aus nächster Nähe zu töten, die Todeszuckungen zu spüren, in denen sich ein fremder Leib am eigenen windet. Seinen nach Zwiebeln stinkenden Atem an der Wange und den heißen Schwall seines Blutes auf den Händen zu fühlen, wenn man die Klinge tiefer in sein Fleisch bohrt. Schwindelig vor Übelkeit und Erleichterung zu sein, wenn es vorbei ist

und der Mann einem zu Füßen liegt, plötzlich nichts weiter als ein schlaffer Sack aus Haut, gefüllt mit Knochen.

Der Geschichtenerzähler hat nicht gelogen – und doch hat er nicht die Wahrheit gesagt. Und als ich in jener Schenke sah, wie die Augen der jungen Männer im Feuerschein leuchteten, während sie den Geschichten von mutigen christlichen Helden lauschten, die sich durch die Reihen der feigen Ungläubigen schlugen, da wusste ich, dass ich die wahren Ereignisse dieses Feldzugs vor vierzig Jahren niederschreiben muss, den wahren Verlauf jener Schlachten in der Ferne, so wie ich sie mit meinen eigenen jugendlichen Augen gesehen habe.

Diese Geschichte handelt nicht von tapferen Helden und unvergänglichem Ruhm, sondern von sinnlosem Gemetzel und Strömen unschuldigen Blutes. Von Gier, Grausamkeit und Hass ... und von der Liebe. Diese Geschichte erzählt auch von Treue, Freundschaft und Vergebung, vor allem aber von meinem Herrn Robert Odo, dem großen Earl of Locksley, einst im ganzen Land als Robin Hood bekannt – ein listiger Dieb, ein kaltherziger Mörder und, Gott verzeih mir, viele Jahre lang mein lieber Freund.

Während ich diese Geschichte von meiner längst vergangenen Reise an einem Stehpult in der großen Halle des Herrenhauses von Westbury niederschreibe, spüre ich das erdrückende Gewicht der Jahre. Meine Beine schmerzen, wenn ich mich so lange über das Pult beuge. Meine Hände, welche Federmesser und Schreibfeder führen, sind nach vielen Stunden der Arbeit verkrampft. Doch unser gnädiger Herrgott hat mich in den vergangenen achtundfünfzig Jahren stets behütet, in allerhand Gefahren und blutigen Schlachten, und ich glaube fest daran, dass er mir die Kraft verleihen wird, diese Aufgabe zu vollenden.

Durch die weit geöffnete Tür der Halle stiehlt sich eine leichte Brise herein, die in den Binsen auf dem Boden raschelt und die warmen Düfte des frühen Herbstes zu mir hereinträgt, während ich auf diesem Stück Pergament herumkratze: sonnenwarmer Staub vom Hof dort draußen, Heu, das in meinen Schobern trocknet, und einen süßen Hauch von den Früchten, die schwer in meinem Obstgarten hängen.

Wir hatten ein fettes Jahr hier auf Westbury: Der heiße Sommer hat das Getreide reifen lassen, und nun ist alles bereits geerntet, und die

Speicher sind bis zum Dach gefüllt mit Säcken voller Weizen, Hafer und Gerste. Tag für Tag geben die Kühe süße Milch, die Schweine mästen sich im Wald mit Bucheckern, und Marie, meine Schwiegertochter, die diesen Haushalt für mich führt, ist eine zufriedene Frau. Ich danke Gott für seine Gnade.

Ihr Cousin Osric, ein beliebter Witwer mittleren Alters, kam im Frühjahr als Gutsverwalter hierher, und er brachte seine beiden kräftigen Söhne Edmund und Alfred mit, die nun ebenfalls als Feldarbeiter angestellt sind. Ich kann nicht behaupten, dass Osric mir sympathisch sei: Er mag der ehrlichste, fleißigste Mensch auf Erden sein, aber er ist so fade wie ungesalzenes Dinkelbrot. Und allzu dienstbeflissen streng, was den Umgang mit meinen Leibeigenen betrifft. Doch seit seiner Ankunft hier hat sich mein Leben wesentlich zum Besseren verändert. Was einst ein tristes, ungepflegtes Anwesen mit von Unkraut überwucherten Feldern und baufälligen Gebäuden war, hat sich in einen betriebsamen und ertragreichen Gutshof verwandelt. Er hat die Pachtzahlungen eingetrieben, die längst überfällig waren. Zur Erntezeit stand er vor dem Morgengrauen auf und scheuchte die Leibeigenen, die mir ihren Frondienst schuldeten, hinaus auf die Felder. Für die Freien des Dorfes, die nicht verpflichtet, aber willens sind, auf meinem Grund zu arbeiten, führte er einen bescheidenen Tagelohn ein. Er hat dem Gut Ordnung, Wohlstand und Zufriedenheit gebracht – und dennoch mag ich ihn nicht.

Vielleicht kann ich mich nicht für ihn erwärmen, weil er ein so hässlicher Mann ist – in der Mitte rund wie ein Ball, mit kurzen Armen und Stummelfingern, und das verkniffene Gesicht unter dem beinahe kahlen Kopf erinnert an einen Maulwurf. Seine Nase ist zu groß, der Mund zu klein, und in seinen winzigen Augen steht immerzu ein besorgter Ausdruck. Ich sehe den Grund für meine Abneigung allerdings lieber darin, dass er keine Musik in der Seele trägt, keine wilde, ungezähmte Freude im Herzen.

Trotzdem war es gut, dass Osric gekommen ist. Im vergangenen Jahr war das Gutshaus in Melancholie versunken. Marie und ich hatten Mühe, einen Grund zum Weiterleben zu finden, nachdem mein Sohn, ihr Ehemann Rob, an einer Krankheit verstorben war. Gottlob ist uns

eine lebendige Erinnerung an ihn geblieben, nämlich mein nach mir benannter Enkel Alan. Zu Weihnachten wird er acht Jahre alt – ein gesunder, stürmischer kleiner Junge.

Alan ist in Osrics jüngeren Sohn Alfred vernarrt. Dieser junge Mann ist sein Held, eine Art Halbgott, und er ahmt alles nach, was der große Landarbeiter tut. Alfred kam beispielsweise auf die Idee, sich ein Leinentuch um die Stirn zu wickeln, damit ihm der Schweiß nicht in die Augen rinnt, während er das reife Getreide mit der Sense mäht. Also musste der kleine Alan sich selbstverständlich ein ebensolches Stirnband fertigen. Nachdem Alfred einmal erwähnt hatte, dass er Buttermilch möge, begann Alan, ihm einen Krug davon hinterherzutragen, für den Fall, dass Alfred durstig werden sollte. Harmlose Albernheiten eines kleinen Jungen, mag man denken. Möglich, doch ich habe beschlossen, Alan bald fortzuschicken, damit er auf einem anderen Anwesen fern von hier die seinem Stand entsprechende Ausbildung erfährt. Dort wird er lernen, wie ein Ritter zu reiten und zu kämpfen, er wird tanzen und singen lernen und Latein und Französisch: Ich will nicht, dass er zu einem Landarbeiter heranwächst. Diese Bewunderung für den jungen Alfred mag harmlos sein, doch ich weiß, wie viel Wut und Kummer diese blinde Verehrung eines älteren Mannes verursachen kann, wenn der Junge schließlich erkennt, dass sein Idol nicht der Held ist, der er zu sein scheint. Ebendiese Erfahrung musste ich selbst mit Robin of Locksley machen.

Mein Herr erschien mir anfangs als heldenhafte Gestalt, mutig, stark und ehrenhaft – genau so, wie Alfred dem jungen Alan erscheinen mag. Doch ich entsinne mich nur zu gut der plötzlichen Übelkeit, als ich erfuhr, dass Robin in Wirklichkeit ebenso gierig, grausam und selbstsüchtig war wie jeder andere Sterbliche.

Ich weiß, dass ich Robin gegenüber ungerecht bin, indem ich ihn selbstsüchtig, grausam und gierig schelte: Ich selbst hatte mir ein falsches Bild von ihm gemacht, er hat mich keineswegs absichtlich getäuscht. Dennoch empfinde ich Groll und Scham, wenn ich mich an die guten und edlen Männer erinnere, die ihr Leben ließen, damit Robin Reichtümer anhäufen konnte. Doch jene, die diese Zeilen lesen, können darüber selbst urteilen, und ich werde so wahrheitsgemäß wie nur

möglich von Robins Abenteuern jenseits des Meeres berichten. Und ich werde meine eigenen Erlebnisse schildern in jenem von Hass vergifteten Land, wo Männer einander im Namen Gottes zu Tausenden abschlachten, in jenem Reich, wo man von der Hitze erdrückt und vom Staub erstickt wird und wo dämonische Skorpione und riesige, haarige Spinnen lauern – in jenem Outremer genannten Land.

Ghost, mein grauer Wallach, war erschöpft, und ich selbst vollkommen ausgelaugt. Wir hatten in den vergangenen Wochen viele hundert Meilen gemeinsam zurückgelegt – nach London, Winchester, Nottingham und zurück. Als wir den steilen Hang vom Tal des Locksley River in Yorkshire zur Burg hoch oben auf dem Hügel hinaufritten, tätschelte ich ihm den grau gesprenkelten Hals und murmelte ein paar ermunternde Worte. »Wir sind schon beinahe zu Hause, mein Junge, beinahe zu Hause, und dort wartet eine Schüssel heißer Haferbrei auf dich.« Ghost spitzte die Ohren und schien sogar ein wenig flotter auszugreifen. Während er die schier endlose grasbewachsene Hügelflanke hinaufstapfte und Mutterschafe und ihre unbeholfenen Lämmer versprengte, erspähte ich bald den viereckigen Umriss der St.-Nicholas-Kirche über mir, und am Horizont dahinter den hohen hölzernen Wehrturm und die dicken Palisaden um den Hof von Kirkton Castle, der Festung meines Herrn, die über dem Vale of Locksley thronte. Ich sonnte mich in einem Gefühl der Heimkehr und der warmen Gewissheit, eine Aufgabe erfüllt zu haben. Mein Kopf war voller guter, frischer Informationen, bedeutender und gefährlicher Neuigkeiten, und in einer Satteltasche, sorgsam eingewickelt und versteckt, lag ein kostbares Geschenk. Wie ein Jäger, der nach einem Tag in den Wäldern mit einem prächtigen Fang heimkehrt, empfand ich eine befriedigende Mischung aus Erschöpfung und Freude.

Gerade begann der Frühling im Jahre des Herrn 1190, und an diesem schönen Tag hatte ich das Gefühl, dass es um die ganze Welt zum Besten bestellt war: Der edle König Richard, dieser christlichste aller Krieger, saß auf dem Thron von England, die Männer, denen er wichtige Machtpositionen verliehen hatte, walteten dem Vernehmen nach weise. Er selbst würde bald eine weite und heilige Reise antreten,

um Jerusalem, den Nabel der Welt, von den Sarazenenhorden zu befreien und dadurch vielleicht sogar die Wiederkunft Christi zu bewirken. Ganz England betete für seinen Sieg. Doch vor allem hatte ich erfolgreich einen der ersten Aufträge meines Herrn Robert Odo ausgeführt, des neu geadelten Earl of Locksley, dessen Ländereien Kirkton, Sheffield, Ecclesfield, Hallam, Grimesthorpe und Greasbrough umfassten sowie Dutzende weitere kleinere Güter in Yorkshire, Nottinghamshire und Derbyshire.

Ich war Robins Trouvère oder persönlicher Hofmusiker. So bezeichnete man uns Troubadours, weil wir selbst Lieder »fanden« oder komponierten und nicht nur die Verse anderer Männer zum Besten gaben wie gewöhnliche Gaukler. Doch zusätzlich diente ich Robin als Bote, Gesandter und gelegentlich auch als Spion. Und ich tat das alles gern. Ich schuldete ihm alles, was ich besaß. Ich war als bettelarmer Bauernjunge geboren worden und hatte keine Familie, ja nicht einmal ein Dorf, das ich meine Heimat hätte nennen können. Ich war damals noch sehr jung, erst fünfzehn Jahre alt – und Robin verlieh mir das kleine Gut Westbury. Alan of Westbury, das war ich nun! Ich war Herr über eigene Ländereien, über ebendieses Anwesen, in dem ich jetzt, über vierzig Jahre später, diese Zeilen schreibe. Im Jahr zuvor hatten wir die Streitmacht des korrupten Sheriffs von Nottinghamshire, Sir Ralph Murdac, in der blutigen Schlacht von Linden Lea besiegt. Danach war Robin, ein berüchtigter Gesetzloser, von König Richard begnadigt und zum Earl of Locksley geadelt worden, und er hatte seine wunderschöne Marie-Anne geheiratet. All jene, die ihm in seinen finsternen Jahren als Geächteter gefolgt waren, hatte er für ihre Treue belohnt – mit einer Handvoll Silber, einem kräftigen Ochsen oder einem prächtigen Pferd. Ich gestehe, dass auch ich irgendein Geschenk erwartet hatte, doch mit beachtlichem Grundbesitz hatte ich nicht gerechnet.

Ich war nahezu sprachlos vor Dankbarkeit, als Robin mir die Urkunde zeigte, geschmückt mit der großen, schweren roten Scheibe seines Siegels, mit der er mir das Besitzrecht an diesem großen, alten Haus und seinen vielen Nebengebäuden verlieh. Dazu gehörten fünfhundert Morgen besten Ackerlandes, ein Dorf von vierundzwanzig

Häusern, in dem hundert Seelen lebten – hauptsächlich Leibeigene, aber auch ein paar freie Männer –, eine Wassermühle, ein Kaninchengehege, zwei Paar Ochsen, ein Pflug und eine gute Kirche aus Stein.

»Es ist ein kleines Gut, Alan, eigentlich kaum mehr als ein großer Bauernhof – nur ein halbes Ritterlehen. Und ein wenig heruntergekommen, fürchte ich, doch das Land soll sehr gut sein«, sagte Robin.

»Aber wie soll ich es leiten?«, fragte ich. »Ich verstehe nichts von Äckern, wie soll ich davon leben?«

»Ich erwarte nicht von dir, das Land selbst zu bestellen, Alan«, entgegnete Robin lachend. »Du musst dir einen guten Mann suchen, einen Vogt oder Verwalter, der das für dich macht. Du tust nichts weiter, als die Pacht einzunehmen – und Sorge ja dafür, dass dich niemand betrügt. Deine Dienste benötige ich selbst. Aber du brauchst ein Einkommen und ein gewisses Ansehen, wenn du mich repräsentieren, meine Botschaften überbringen und gewisse andere Dinge für mich tun sollst.« Er lächelte, und seine seltsamen, silbrigen Augen blitzten mich an. »Außerdem bin ich davon überzeugt, dass in England großer und dringender Bedarf an noch mehr Liedern über die Heldentaten des stattlichen Robin Hood und seiner tollkühnen Gesellen besteht.«

Das war natürlich nur Neckerei. Ich hatte ein paar Liedchen über unsere gemeinsame Zeit als Gesetzlose komponiert, die sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Land verbreitet hatten. Sie wurden in Schenken von Cocker mouth bis Canterbury gesungen – und entfernten sich mit jeder betrunkenen Darbietung weiter von der Wahrheit. Robin machte es nichts aus, zu einer Legende zu werden. Er fand es angeblich amüsant – ich glaube, er genoss es sogar. Und er war nicht im Geringsten besorgt, weil damit seine früheren Verbrechen ans Licht gebracht wurden. Immerhin war er jetzt ein hochrangiger Adeliger, unantastbar für einen bloßen Sheriff, und genoss obendrein die Gunst und Freundschaft von König Richard.

All das hatte er im vergangenen Jahr in einer zwei Tage währenden, grausigen Schlacht errungen, doch zu einem hohen Preis – zusätzlich zum Blut seiner Getreuen. Um diese Schlacht gewinnen zu können,

hatte Robin nämlich einen unwiderruflichen Pakt mit der Armen Ritterschaft Christi und des salomonischen Tempels zu Jerusalem, kurz, dem berühmten Templerorden geschlossen: Er hatte geschworen, als Gegenleistung für deren Unterstützung in einem entscheidenden Augenblick der Schlacht eine Streitmacht aus Söldnern, Bogenschützen und Berittenen ins Heilige Land zu führen und sich König Richards Armee von Kreuzfahrern anzuschließen. Als Robins Trouvère würde ich das christliche Heer begleiten, und ich konnte es kaum erwarten, diese Reise anzutreten, die mir als edelstes aller nur denkbaren Abenteuer erschien.

In meiner Satteltasche steckte eine Botschaft von König Richard an Robin, und ich vermutete, dass sie das Datum unseres Aufbruchs enthielt. Nur unter Aufbietung all meiner Willenskraft hatte ich mich davon abhalten können, das Siegel zu erbrechen und den privaten Brief des Königs an meinen Herrn zu lesen. Doch ich beherrschte mich. Mehr als alles andere wollte ich Robins treuer, zuverlässiger Vasall sein, absolut vertrauenswürdig, absolut loyal, denn Robin hatte so viel mehr für mich getan, als mich zum Grundherrs zu machen. In gewisser Weise hatte er mich zu dem gemacht, was ich war. Bei unserer ersten Begegnung war ich nur ein schmutziger kleiner Dieb aus Nottingham gewesen, und er hatte mich davor bewahrt, zur Strafe verstümmelt oder gar hingerichtet zu werden. Dann hatte er meine Gabe erkannt und dafür gesorgt, dass ich eine Ausbildung als Musikant erhielt, normannisches Französisch lernte und Latein – die Sprache der Mönche und Gelehrten. Auch im Kampf wurde ich unterwiesen, so dass ich nun mit Schwert und Dolch ebenso kunstfertig umzugehen verstand wie mit der Vielle, der fünfsaitigen Fidel aus poliertem Apfelholz, auf der ich meinen Gesang begleitete.

Also hatte ich im Dienste meines Herrn viele harte Tage und Nächte im Sattel verbracht und beinahe neue Furchen in die matschigen Straßen Englands geritten. Und nun, als wir uns diese endlose smaragdgrüne Anhöhe hinaufmühten, fühlte ich mich, als käme ich nach Hause.

Während Ghost ermattet einen Huf nach dem anderen den steilen Hügel emporsetzte, blickte ich nach links, um nach dem Stand der Sonne zu sehen – es war mitten am Nachmittag. Da bemerkte ich zu

meiner Überraschung eine Menge Reiter keine zweihundert Schritt entfernt von mir. Grob geschätzt waren es etwa hundert Mann in zwei Linien, die Helme, grüne Umhänge und Kettenrüstung trugen. Alle waren mit zwölf Fuß langen Lanzen bewaffnet, die senkrecht emporragten und deren stahlbewehrte Spitzen boshaft in der Sonne glitzerten. Meine erste Reaktion war Angst: Sie näherten sich im Trab, und auf meinem erschöpften Pferd konnte ich ihnen unmöglich davonreiten. Ich musste vor mich hin geträumt haben, denn ich hatte sie so nahe herankommen lassen, ohne sie zu bemerken. Der Anführer, ein Mann ohne Helm, der eine Pferdelänge vor den anderen heranritt, zog plötzlich ein Langschwert blank, brüllte etwas über die Schulter und zeigte mit der Klinge direkt auf mich – der offensichtliche Befehl, mich anzugreifen. Die gesamte erste Linie der Kavallerie richtete die Lanzen aus. Die Eschenholz-Schäfte senkten sich wie eine Woge aus Holz und blitzendem Metall und wurden unter den Achseln der Reiter angelegt, die Spitzen direkt auf mich gerichtet. Und dann griffen sie an.

Aus dem Trab gingen sie rasch in den Kanter über, und einen Augenblick später in den vollen Galopp. Die zweite Linie folgte dicht dahinter. Die donnernden Hufschläge ließen den Boden erzittern. Ich konnte nicht fliehen – dazu blieb keine Zeit mehr, und im Galopp würde Ghost mich kaum eine Viertelmeile weit tragen können. Also zog ich mein schlichtes altes Schwert aus seiner zerschrammten Scheide, wandte mein Pferd zu ihnen um und ritt mit dem lauten Schrei »Westbury!« den rasch herannahenden stampfenden Schlachtrössern und unerbittlichen, gut gerüsteten Männern entgegen.

Drei Herzschläge später traf ich auf sie. Der unbehelmte Befehlshaber, ein großer, noch recht junger, gutaussehender Mann mit hellbraunem Haar und einem spöttischen Lächeln auf den Lippen, raste auf mich zu, das Schwert in der Rechten hoch erhoben. Als unsere Pferde sich auf gleicher Höhe befanden, hieb er mit seiner langen Klinge kraftvoll nach meinem Kopf. Wenn er getroffen hätte, wäre ich augenblicklich tot gewesen, doch ich parierte den Hieb mühelos mit meinem Schwert, und Metall klirrte wie eine Kirchenglocke. Er flog an mir vorüber, und ich verdrehte das Handgelenk und schwang das Schwert mit aller Kraft nach seinem in Stahl gehüllten Rücken. Doch der Anführer hatte damit

gerechnet und war nach links ausgewichen, so dass meine Klinge durch die leere Luft zischte.

Dann erreichte mich die zweite Linie der Reiter. Ich blickte dem Mann unmittelbar vor mir mit grimmigem Knurren ins Gesicht, klammerte mich mit den Knien an Ghost fest und ließ mein Schwert gegen seinen trapezförmigen Schild krachen. Ein langer Holzsplitter wirbelte durch die Luft, und ich erhaschte einen kurzen Blick auf rotes Haar unter dem schlecht sitzenden Helm, einen offenen Mund mit Zahnlücken und seinen erschrockenen Gesichtsausdruck, als er an mir vorbeidonnerte. Und dann war ich durch beide Linien hindurch, völlig unversehrt, und hatte nur noch leeres, grünes Gras vor mir, während die schweren Hufschläge hinter mir leiser wurden.

Ich zügelte Ghost und drehte ihn zu meinen Gegnern herum. Sie waren etwa fünfzig Schritt entfernt, noch immer im vollen Galopp. Die beiden Linien vereinten sich zu einem langgestreckten Haufen, der sich in der Mitte um den helmlosen Anführer verdichtete. Dann erscholl eine Trompete: zwei Töne, hell und klar, ein herrlicher Klang unter diesem makellos sonnigen Himmel. Die Reiter zerrten an den Zügeln, die Pferde ruderten mit den Vorderhufen in der Luft, und dann wendeten die Männer ihre verschwitzten Rösser und formierten sich rasch wieder zu zwei Reihen. Das Manöver war beeindruckend – oder wäre vielmehr beeindruckend gewesen, wenn sämtliche Pferde und Reiter auf das Signal reagiert hätten. Doch ein paar Männer, vielleicht ein Dutzend, hatten ihre Tiere nicht mehr im Griff und schossen an ihrer Truppe vorbei, über einen Hügelkamm im Süden hinweg, um dann den Abhang zum Locksley River hinab zu verschwinden. Es sah aus, als könnte sie nichts mehr aufhalten, bis sie Nottinghamshire erreichten. Aber da waren noch etwa achtzig Reiter, die ihre Pferde im Zaum hielten, sich zu einer neuen Linie formierten und die Lanzen einlegten, um in donnerndem Galopp wieder auf mich loszureiten. Diesmal rührte ich mich nicht vom Fleck, bewunderte im Stillen die zur Schau gestellte Reitkunst und lehnte das Schwert beiläufig an die Schulter, während die feindliche Kavallerie heranstürmte. In einer Entfernung von fünfzig Schritt ließ die Trompete erneut einen langen Ton hören, drei Mal hintereinander, und wundersamerweise wurden die Zügel wieder heftig

angezogen, die Lanzen reckten sich dem Himmel entgegen. Die Rösser schnaubten protestierend, Brocken von Gras und Erde flogen durch die Luft, und unter lautem Fluchen der Reiter kam die ganze gewaltige Masse aus schweißnassen Pferdeleibern und gerüsteten Männern etwa eine Lanzenlänge vor Ghosts weicher Nase schlitternd zum Stehen. Ich starrte die keuchenden Reiter an, grüßte sie mit dem Schwert und ließ es dann in seine zerschrammte Scheide gleiten.

»Na, haben wir dir einen ordentlichen Schrecken eingejagt, Alan?«, fragte der helmlose Reiter nur leicht außer Atem und grinste mich dabei an wie ein betrunkenener Lehrling am Feiertag.

»Aber natürlich, Mylord«, entgegnete ich tiefernt. »Eure furchterregenden Manöver haben mich in solche Angst versetzt, dass ich mir beinahe in die Hose gemacht hätte.« Es gab ein paar Lacher aus den Reihen der Berittenen. Dann erwiderte ich das Grinsen und sagte in gespielter Bescheidenheit: »Das war ein wahrhaft beeindruckendes Schauspiel, wirklich. Aber wenn ich mir erlauben darf, Herr ...« Ich machte eine Pause. »Natürlich bin ich kein Experte, was die Reiterei betrifft, aber wäre das Ganze nicht noch wirkungsvoller, wenn alle Reiter anstürmen würden ... in dieselbe Richtung ... im selben Moment?«

Das belustigte die Reitersoldaten noch mehr. Dann zeigte ich hinter Robin, wo ein Dutzend Reiter der neu aufgestellten Kavallerie des Earl of Locksley erschöpft ihre schaubespritzten, noch immer kaum beherrschbaren Tiere aus dem Tal heraufführten. Robin wandte sich um, sah hinüber und lächelte schief.

»Wir arbeiten daran, Alan«, sagte er. »Wir geben uns wirklich alle Mühe. Und sie haben ja noch ein wenig Zeit zum Üben, ehe wir sie nach Outremer bringen.«

»Sie sind ein Haufen disziplineloses Gesindel, weiter nichts! Eine Tracht Prügel solltet Ihr ihnen verpassen!«, kam es barsch von einem Mann auf einem prachtvollen rotbraunen Hengst neben Robin. Ich betrachtete ihn neugierig. Die Reihen der keuchenden Kavallerie bestanden hauptsächlich aus vertrauten Gesichtern, und ich hatte inzwischen einige ehemalige Gesetzlose mit einem fröhlichen Nicken gegrüßt, doch diesen Mann kannte ich nicht. Er war groß und schon fast nicht mehr mittleren Alters, und seine Kleidung, Bewaffnung und die Qualität seines

Pferdes wiesen ihn als Ritter aus. Er hatte rötlich blondes Haar und ein zerfurchtes Gesicht, das vermutlich durch ständiges Stirnrunzeln so finster geworden war.

Robin sagte: »Darf ich dir Sir James de Brus vorstellen, meinen neuen Reiterhauptmann, der dafür verantwortlich ist, diesen Haufen zurechtzustutzen. Sir James, dies ist Alan Dale, ein alter Kamerad, guter Freund und mein sehr begabter Trouvère.«

»Freut mich, Euch kennenzulernen«, sagte Sir James. Mir fiel auf, dass er einen leichten schottischen Akzent hatte. »Dale, Dale ...«, fuhr er nachdenklich fort. »Ich fürchte, der Name sagt mir nichts. Wo liegen die Ländereien Eurer Familie?«

Sofort schlug Ärger in mir hoch. Ich schämte mich meiner bescheidenen Herkunft und konnte es nicht leiden, nach meiner Familie gefragt zu werden – schon gar nicht von Angehörigen des Ritteradels, die ihre normannische Abstammung allzu gern erwähnten, um ihre Überlegenheit zu demonstrieren. Ich funkelte den Mann an und schwieg.

Robin antwortete für mich. »Alans Vater kam aus Frankreich hierher«, sagte er geschickt. »Er war der Sohn des Seigneur D'Alle, von dem Ihr gewiss gehört habt. Alan selbst ist Lord of Westbury, in Nottinghamshire.«

Robin hatte die Wahrheit gesagt, was meinen Vater betraf. Er war tatsächlich der jüngere Sohn eines unbedeutenden französischen Ritters gewesen, doch Robin hatte nicht erwähnt, dass er ein mittelloser reisender Musikant gewesen war, ein Trouvère wie ich, aber ohne einen Herrn. Eine Weile hatte er davon gelebt, in den Hallen des französischen Adels aufzutreten, wo er Robin begegnet war. Dann hatte er sich in meine Mutter verliebt und sich in einem kleinen Dorf außerhalb von Nottingham angesiedelt, um Getreide und Kinder wachsen und gedeihen zu lassen. Ich war neun Jahre alt gewesen, als Soldaten vor dem Morgengrauen in unsere Hütte gestürmt waren und meinen Vater aus dem Bett gerissen hatten. Sie hatten ihn an Ort und Stelle erhängt, an einer Eiche mitten im Dorf. Ich werde den Anblick seines geschwollenen Gesichts nie vergessen, als er an jenem improvisierten Galgen sein Leben aushauchte. Und ich habe Sir Ralph Murdac, dem

Sheriff von Nottinghamshire, der diese Hinrichtung angeordnet hatte, nie verziehen.

Sir James brummte etwas, das klang wie »Zu Euren Diensten, Sir«, und ich neigte nur knapp den Kopf, um der Höflichkeit Genüge zu tun. Robin erklärte: »Nun, das war genug Belustigung für heute. Wollen wir uns in die Burg zurückziehen? Ich finde, es wird Zeit für das Abendessen.«

»Ich habe dringende persönliche Nachrichten für Euch, Herr«, sagte ich zu Robin.

»Kann das nicht bis nach dem Essen warten?«, erwiderte er. Ich überlegte kurz und nickte dann widerstrebend.

»Komm nach der Tafel in mein Gemach, dann unterhalten wir uns.« Er lächelte mich an. »Schön, dich wieder hierzuhaben, Alan«, sagte er. »Kirkton war recht langweilig ohne deinen Wortwitz, und trübselig ohne deine Musik.« Und dann schlug er vor: »Würdest du für uns singen, wenn du dich ausgeruht hast? Morgen?«

»Selbstverständlich, Herr.«

Wir wandten unsere Pferde um und ritten den Hügel hinauf zur Burg.

Beim Duft heißer Suppe aus der Küche lief mir das Wasser im Mund zusammen. Das gehört zu den angenehmsten Erfahrungen, die ich je gemacht habe: körperlich erschöpft, aber gebadet und sauber zu sein, und hungrig, aber in dem Wissen, dass einen eine gute Mahlzeit erwartet. Robins Platz war noch leer. Ich saß zu seiner Linken, nicht unmittelbar neben ihm, aber nicht weit weg – ein Platz, der mein Ansehen an Robins Hof auf Kirkton bezeugte. Sobald Robin erschienen war, würde man das Essen auftragen, und mir konnte es nicht schnell genug gehen. Ich blickte mich in der Halle um, während ich wartete. An den hölzernen Wänden hingen kostbare, farbenfrohe Gobelins und die Banner der bedeutendsten Männer an der langen Tafel: Robins Wappen, ein zähnefletschender Wolfskopf auf weißem Grund, trat besonders hervor, ebenso wie das seiner Gemahlin Marie-Anne, ein weißer Falke auf Blau. Daneben hing ein fremdes Wappen, ein blauer Löwe auf Rot und Gold, vermutlich Sir James' Emblem.

Etwa ein Dutzend von uns warteten darauf, Essen vorgesetzt zu

bekommen: Robins familia – seine engsten Freunde und Ratgeber, seine Stellvertreter und die ranghöchsten Männer seiner kleinen Armee. Ein paar der Gesichter an der langen Tafel waren mir sehr vertraut. Der riesige Mann mit dem strohblonden Haar neben Robins leerem Platz war mein Freund und Schwertkampflehrer John Nailor. Er war Robins rechte Hand und setzte den Willen seines Herrn mit eiserner Härte durch. Ein Stück weiter saß eine gedrungene, muskulöse Gestalt, in eine zerschlissene braune Kutte gehüllt: Bruder Tuck, ein meisterhafter walisischer Bogenschütze, der zum Mönch geworden war und von dem es scherzhaft hieß, er sei Robins Gewissen. Gegenüber sah ich die roten Locken und die Zahnlücken im Grinsen von Will Scarlet, meinem gleichaltrigen Freund. Er war der erschrockene Reiter gewesen, dem ich mich am Nachmittag entgegengestellt hatte. Doch Robin hatte in den Wochen seit meiner Abreise fleißig Männer angeworben, und mindestens die Hälfte der fröhlichen Tischgesellschaft war mir unbekannt. Sir James de Brus saß weiter von Robins Platz entfernt als ich, wie ich mit Befriedigung feststellte. Sein Bulldoggen-Gesicht war wie immer zu einer finsternen Miene verzogen. Er schien nicht recht in diese heitere, ungezwungene Runde zu passen, in der Stand und Rang keine große Bedeutung zugemessen wurde. Abgesehen von Robin, dem wir uns alle unterordneten, empfand sich jeder Mann hier als den anderen ebenbürtig.

Doch als ich mich in der Halle umsah, erkannte ich, dass sich in meiner Abwesenheit einiges verändert hatte. Ich bemerkte nicht nur neue Gesichter, sondern auch eine neue Atmosphäre: Sie war förmlicher, nicht mehr wie zu unseren unbekümmerten Zeiten als Bande Gesetzloser. Das war natürlich nur richtig. Schließlich waren wir keine Meute von Mördern und Dieben mehr, Vogelfreie, von aller Welt verfolgt. Wir waren eine Abteilung der Soldaten Christi, von der Kirche gesegnet, und wir hatten geschworen, die gefährliche Reise nach Outremer anzutreten, um das Heilige Grab zu Jerusalem für die Christenheit zu bewahren.

Auch äußerlich hatte sich Kirkton sehr verändert. Ja, ich hatte den Burghof kaum erkannt, als wir am Nachmittag durch das hohe hölzerne Tor eingeritten waren. Der Hof wimmelte von Menschen –

Waffenknechte, Handwerker, Diener, Kaufleute, Wäscherinnen, Huren, alle gingen eilig ihren Angelegenheiten nach. Zudem wirkte er beinahe vollgestopft mit neuen Gebäuden aus Holz, die man errichtet hatte, um diese geschäftigen Scharen von Leuten unterzubringen.

Der Festungshof hatte die Form eines riesigen Kreises von etwa hundert Metern Durchmesser und war von einer hohen Palisade aus Eichenpfählen umgeben. Als ich aufgebrochen war, hatten sich um die leere Mitte nur eine Handvoll Gebäude gruppiert: die Halle, in der wir nun saßen, mit dem Privatgemach von Robin und Marie-Anne an einem Ende, die Küche, die Stallungen, das solide gebaute Kontor, das Robin als Schatzkammer diente, und ein paar Lagerschuppen, mehr nicht. Jetzt ähnelte der große Hof beinahe einem Dorf: Ein neues, niedriges Langhaus war als Unterkunft für die Waffenknechte errichtet worden, an der Palisade war eine große Schmiede mit zwei Räumen entstanden, und ein stämmiger Mann und seine beiden Gehilfen hämmerten unablässig auf glühende Metallstreifen ein, aus denen sie die Schwerter, Schilde, Helme und Lanzenspitzen für die kleine Armee fertigten. Vor einem kleinen, erst halb fertigen Schuppen arbeitete ein Pfeilmacher. Unter dem aufmerksamen Blick seines Lehrlings band er mit einem Leinenfaden sorgsam Gänsefedern an einen Schaft, und neben ihm lag ein Stapel fertiger Pfeile.

Die beiden würden in den kommenden Wochen reichlich zu tun haben. Ein guter Bogenschütze konnte in der Schlacht zwölf Pfeile pro Minute verschießen, und Robin plante, fast zweihundert Bogenschützen mit ins Heilige Land zu nehmen. Wenn sie nur eine Schlacht zu schlagen hätten und diese nur eine Stunde dauern würde, kämen sie schon auf hundertvierundvierzigtausend Pfeile. Selbst wenn der Pfeilmacher monatelang arbeitete, konnte er nicht hoffen, genug Pfeile für die Expedition herzustellen. Deshalb würden die Männer unterwegs ihre Pfeile selbst befiedern müssen, und Robin hatte Tausende vorgefertigte Schäfte aus Wales gekauft. Viele seiner angeheuerten Bogenschützen kamen von dort: derbe, zähe Männer, oft eher klein, aber mit kräftiger Brust, kurzen Armen und der gewaltigen Kraft, die man aufbringen musste, um den großen, tödlichen Langbogen zu spannen, auf den sie im Kampf vor allem setzten. Die Bogenschützen waren unter den vielen

Leuten in der Festung an ihrem kleinen, stämmigen Körperbau leicht zu erkennen. Ein Eschenschaft mit Stahlspitze, der von ihrem sechs Fuß langen Bogen aus Eibenholz abgeschossen wurde, konnte auf zweihundert Schritt Entfernung das Kettenhemd eines Ritters durchstoßen. In der Zeit, die ein Ritter brauchte, um einen Bogenschützen aus dieser Entfernung zu erreichen und anzugreifen, konnte der drei oder vier Pfeile in die Brust des Reiters abschießen.

Auch die Stallungen waren ausgebaut worden und nun beinahe drei Mal so lang wie zuvor. Darin waren die vielen Pferde der etwa hundert berittenen Soldaten untergebracht, die Robin auf seine große Pilgerfahrt mitnehmen wollte. Und obwohl man erwartete, dass die Pferde sich unterwegs so gut wie möglich selbst ihr Futter suchten, mussten wir dennoch gewaltige Mengen Getreide mitnehmen, damit wir die Tiere auch dort füttern konnten, wo es nichts zu weiden gab, oder in den staubtrockenen Wüsten des Morgenlands. Zusätzlich brauchten die Pferde Decken, Striegel, Eimer, Futterbeutel und ein Dutzend weitere Kleinigkeiten, außerdem Sättel, Sattelgurte, Zaumzeug, Trensen und alle möglichen Riemen, Schnallen und Lederzeug. Dann die Waffen: Jeder Reiter würde mit einem Schild und einer zwölf Fuß langen Lanze bewaffnet sein, aber auch ein Schwert tragen, und viele Reiter führten für den Nahkampf in der Schlacht am liebsten noch einen Streitkolben oder eine Axt mit sich.

Als wir also auf den Festungshof ritten, auf dem Männer hin und her riefen, Pferde wieherten, Schmiedehämmer klirrten und Kleinvieh blökte, hatte ich beinahe einen Schrecken bekommen. Ich staunte über die Verwandlung der Festung von der verschlafenen Burg einer Familie in einen Bienenstock kriegerischer Geschäftigkeit. Selbst der Wehrturm, der auf seinem eigenen kleinen Hügel über den Burghof aufragte, summte vor Betriebsamkeit. Ein steter Strom von schwerbeladenen Männern mühte sich die steile Erdrampe zu der kleinen, eisenbeschlagenen Eichentür hinauf. Der Turm war die letzte Verteidigung und Zuflucht der Festung. Drohte ein Feind die Palisade zu erstürmen, so würden die Verteidiger sich in den Turm zurückziehen. Dieser war stets gut mit Vorräten ausgestattet, vor allem mit reichlich Trinkwasser und Bier in riesigen Fässern. Jetzt diente er als Lager für das

Gepäck, das für das große Abenteuer zusammengetragen wurde. Darin stapelten sich Bündel von Pfeilen, Schwertern und Rohlingen für neue Bögen, Getreidesäcke, Weinfässer, Kisten voller Stiefel, dicke Ballen aus Decken ... kurz, alles, was nötig sein würde, um vierhundert Krieger auf einer Reise von zweitausend Meilen bis ins Heilige Land zu ernähren, auszustatten und zu bewaffnen.

Das Essen, das schon die ganze Zeit über so verlockend gerochen hatte, wurde endlich aufgetragen. Robin war noch immer nicht erschienen, und ich war ein wenig besorgt, denn ich konnte es kaum erwarten, ihm meine Neuigkeiten zu erzählen. Ich hoffte nur, dass er nicht in irgendeiner eiligen Sache hatte fortgehen müssen. Doch obwohl sein Stuhl mit der hohen Lehne leer war, trug eine ganze Reihe von Dienern die Speisen herein und stellte sie ohne weitere Umschweife auf den Tisch, woraufhin wir es uns alle schmecken ließen. Es gab große Terrinen voll heißer, dicker Gemüsesuppe und Platten mit Brot, Käse, Butter und Obst – aber kein Fleisch. Jetzt war Fastenzeit, und während wir auf Kirkton das übliche religiöse Verbot von Käse und Eiern ignorierten, verzichteten wir der Form halber meist auf Fleisch. Robin machte sich ohnehin nichts aus alledem und aß stets, was ihm beliebte.

Ich füllte meine hölzerne Schüssel mit der kräftigen, köstlich duftenden Suppe. Mit einem Hornlöffel in der einen und einem großen Stück frischem Brot in der anderen Hand begann ich, meinen knurrenden Magen zu füllen.

»Bei Gottes haarigem Hintern«, dröhnte eine vertraute tiefe Stimme, »unser fahrender Spielmann ist wieder da.« Ich blickte auf und sah Little John, der zum Gruß ein riesiges, altmodisches Trinkhorn in meine Richtung erhob. »Und du schaufelst diese Suppe in dich hinein, als hättest du seit einer Woche nichts mehr gegessen? Was gibt es Neues, Alan?«

Ich erwiderte den Gruß mit meinem Becher. »Schlechte Neuigkeiten, fürchte ich, John. Sehr schlechte Neuigkeiten. Die Welt wird demnächst untergehen, wenn man den gelehrten Mönchen von Canterbury Glauben schenkt.« Ich schluckte einen Mund voll Suppe. »Der Antichrist ist entfesselt und überzieht die Erde mit Feuer und Blut.« Ich machte eine dramatische Pause. »Und wie ich höre, will der Teufel ganz

besonders mit dir ein Wörtchen wechseln.« Ich bemühte mich um eine ernste Miene, musste aber immer wieder grinsen. So zu tun, als stünde der Weltuntergang bald bevor, war ein alter Scherz von John und mir. Doch einige Leute am Tisch warfen mir erschrockene Blicke zu und bekreuzigten sich.

»Tja, wenn dein Antichrist sich hier in Hallamshire blicken lässt, werde ich ihm den Schwanz und die Eier abschneiden, dass er auf dem ganzen Rückweg in die Hölle Blut pinkelt«, entgegnete John unbekümmert, schnitt eine dicke Ecke von einem Laib Käse ab und stopfte sie sich in den Mund. »Singst du heute Abend?«, fügte er hinzu, wobei ihm gelbe Krümel aus dem Mund flogen.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin zu müde. Morgen, versprochen.«

»Über solche Sachen dürft ihr keine Witze machen«, sagte Will Scarlet, der mich über eine dampfende Terrine hinweg nervös anstarrte. »Über den Antichristen und so weiter. Eure Scherze verhelfen dem Teufel nur zu noch mehr Macht.«

Will war auffallend fromm geworden, seit wir erfahren hatten, dass uns dieses große, heilige Abenteuer bevorstand. »Du hast ganz recht, Will«, sagte eine gütige Stimme mit leicht walisischem Akzent. »Ganz recht. Aber der junge Alan fürchtet sich nicht vor dem Teufel, nicht wahr?« Das war Bruder Tuck, der mich vom unteren Ende der Tafel her anlächelte. »Heutzutage, mit einer scharfen Klinge in jeder Hand, fürchtet sich der junge Alan vor gar nichts mehr ... Aber vor ein paar Jahren, als wir uns begegnet sind, ich sage euch, da hat sich dieser Bursche vor seinem eigenen Schatten gefürchtet. Ja, wegen jedem Eimer verschütteter Milch ist er in Tränen ausgebrochen ...«

Tuck unterbrach seine Neckerei abrupt, als ein über den Tisch geschleudertes Brocken Brot an seine rote Knollennase knallte, davon abprallte und über den Hallenboden kullerte. Ich freute mich über meine Zielgenauigkeit. Als kleiner Junge hatte ich mit einem Stein immer gut getroffen, wenn ich mit den anderen Kindern meines Dorfes in den Getreidespeichern Ratten gejagt hatte. Befriedigt stellte ich fest, dass ich noch ebenso geschickt war wie früher. Tuck brüllte empört auf und warf seine halb gegessene Birne nach mir, die mich jedoch verfehlte und einen dünnen Hauptmann am Ohr traf. Wie auf ein Zauberwort

flog plötzlich Essen kreuz und quer über die Tafel, denn die Anwesenden begannen sofort, sich mit Brot, Obst oder Käserinden zu bewerfen ... Ein Dutzend Herzschräge lang herrschte pures, fröhliches Chaos. Ein großer Klumpen Käse zischte an meiner Wange vorbei, jemand ließ einen Löffel vorschellen und bespritzte meine Cotte mit Suppe. Ich machte mich bereit, Rache zu nehmen ... und dann zügelte ich mich.

»Genug, genug! Bei Gott«, schrie Little John in gespielter Wut. Eine dünne Scheibe Gerstenbrot unklarer Herkunft prallte von seinem dicken, blonden Hinterkopf ab. »Genug, sage ich!«, brüllte er. »Den nächsten Bastard, der mit irgendwas wirft, verarbeite ich zu Hackfleisch, das schwöre ich.«

»Schäm dich, Alan«, sagte Tuck und bemühte sich um eine strenge Miene. »Schäm dich. Haben wir dir in all der Zeit, seit du bei uns bist, denn gar keine Manieren beigebracht? Bist du immer noch der Bauernlummel, den wir vor zwei Jahren aufgenommen haben? Nur, weil Robin nicht mit zu Tisch sitzt ...«

Ich hatte einen Apfel in der Hand und schon das Handgelenk verdreht, bereit zum Wurf. Doch es gelang mir, mich zu beherrschen, denn ich wusste, dass Little John keine leeren Drohungen machte.

»Wo ist Robin eigentlich?«, fragte ich. Ich hatte einen Blick auf Sir James' Gesicht erhascht – seine Miene drückte entrüstete Abscheu aus, und ich wollte das Thema wechseln. Trotz der herrlich albernen Anarchie unserer kleinen Schlacht bei Tisch hingen die Neuigkeiten, die ich zu überbringen hatte, wie eine dunkle Wolke über meinen Gedanken. »Warum hat er sich dieser vornehmen Versammlung edler Herren nicht angeschlossen?«

»Er holt die Gräfin aus Locksley ab. Sie hat dort eine weise Frau besucht«, antwortete Tuck. »Er wollte später am Abend zurück sein, so Gott will, das hat er mir gesagt.«

Marie-Anne, Countess of Locksley, war hochschwanger und stand kurz vor der Geburt, doch die Schwangerschaft war nicht leicht für sie gewesen. Während der ersten Monate hatte sie unter häufiger Übelkeit und Unwohlsein gelitten, und in letzter Zeit war sie sehr dick geworden und fühlte sich rastlos und unglücklich. Marie-Anne war eine schöne

Frau, vielleicht die schönste, die ich je gesehen hatte. Sie war schlank und hatte kastanienbraunes Haar und prachtvolle hellblaue Augen, und sie fand es grässlich, so dick und plump zu werden, während das Baby in ihr wuchs – wie ein fettes, schwerfälliges Mastschwein, hatte sie einmal gesagt. Doch sie hatte noch irgendeinen anderen Kummer wegen dieser Schwangerschaft. Ich wusste nicht, worum es dabei ging, aber es war irgendetwas zwischen ihr und Robin. Einmal hatte ich unangekündigt ihr Gemach betreten und miterlebt, wie sie einander anschrien. Das war höchst ungewöhnlich – Robin verlor so gut wie nie die Beherrschung. Und Marie-Anne schien das Leben stets mit beinahe engelsgleicher, gelassener Sanftmut zu nehmen. Ich schob diesen Vorfall auf die Widrigkeiten der Schwangerschaft und dachte nicht mehr daran.

Das Dorf Locksley lag nur drei Meilen weit entfernt, und selbst mit einem Eselskarren – Marie-Annes Bauch war inzwischen zu groß, als dass sie auf einem Pferd hätte reiten können – würde Robin nur zwei Stunden brauchen, um sie dort abzuholen und nach Kirkton zurückzubringen. Die Gewissheit, dass er binnen einer Stunde wieder da sein würde, war eine Erleichterung. Die Mahlzeit war beendet, und einer nach dem anderen erhoben sich die Männer von der langen Tafel. Einige versammelten sich um das Feuer in der Mitte der Halle, genossen die Wärme, unterhielten sich, würfelten und tranken ihren Krug Wein oder Bier aus. Andere schlenderten hinaus zum abgelegensten Gebäude auf dem Hof, unserer Latrine – nicht mehr als ein mit Planken bedeckter Graben im Boden. Wieder andere bereiteten sich ihr Lager aus Decken und Fellen auf dem mit Binsen bestreuten Boden, an den Wänden entlang, und legten sich nieder. Robin war noch immer nicht zurückgekehrt, doch er hatte mich ja gebeten, in seinem Gemach zu warten. Nach einem kurzen Besuch im Stall, wo ich mich vergewisserte, dass es Ghost an nichts fehlte, stellte ich also ein Tablett mit zwei Kelchen Wein, einem großen Stück Käse, einem Laib Brot, zwei Äpfeln und einem kleinen Obstmesser zusammen und brachte es in Robins und Marie-Annes Gemach am Ende der Halle. Ich nahm an, dass Robin und seine Gräfin hungrig sein würden, wenn sie zurückkehrten.

Der Raum wurde von einer einzigen, kostbaren Bienenwachskerze

erleuchtet, die in einem silbernen Kerzenständer auf dem kleinen Tisch neben dem großen Himmelbett stand. Ich ging um das Bett herum und stellte mein Tablett auf dem Tischchen ab. Dann setzte ich mich vorsichtig auf die Bettdecke aus bestickter Seide und blickte mich um, während ich auf Robin wartete. Das Gemach war recht groß, etwa zehn Schritt lang und sechs Schritt breit. Die Wände waren mit dunklem Holz vertäfelt, und wenige kleine Wandbehänge zeigten Jagdszenen. Der glänzende Dielenboden knarrte in der Mitte, wenn man darauf trat, und er war teils mit einem großen Teppich aus Wolfsfell bedeckt. Das große Eichenbett stand an einem Ende des Raumes an der Wand, etwa drei Schritt von der Tür entfernt. Daneben befand sich ein großes Fenster, von dem aus man in den Burghof blickte und dessen solider Fensterladen jetzt von innen verriegelt war. An der anderen Wand standen zwei Kleidertruhen, je eine für Robin und Marie-Anne, und ein Waschbecken auf einem dünnen Eisengestell mit einem Wasserkrug daneben. Auf einem großen Toilettentisch an der Wand gegenüber der Tür sah ich weibliche Gegenstände wie Schmuck, Haarnadeln, Gesichtspuder, Parfüm und einen großen Silberspiegel. Von meinem Platz auf der Bettkante aus konnte ich mich gerade so darin sehen: Ein kräftiger Bursche blickte mir entgegen, größer als die meisten anderen, mit den breiten Schultern und dicken, starken Armen eines Schwertkämpfers. Mein ovales Gesicht und die ebenmäßigen Züge erschienen mir recht unauffällig, bis auf den hellblonden Haarschopf. Auf meinen Wangen war ein leichter Flaum zu erkennen, und mir fiel auf, dass ich mich seit mehreren Tagen nicht rasiert hatte. Ich fuhr mir mit der Hand übers Gesicht und ließ den Blick weiter durch den Raum schweifen. Da waren ein Hirschgeweih, an dem Umhänge und Hüte hingen, ein Kruzifix an der Wand – das musste Marie-Anne gehören – und ein großer, thronähnlicher Stuhl aus Eichenholz.

Wenn man bedachte, welche Macht Robin nun in England besaß, war sein Privatgemach geradezu karg eingerichtet, doch er hatte sich noch nie allzu viel aus Luxus und Bequemlichkeit gemacht. Durch das wilde Leben als Gesetzloser hatte er gelernt, mit sehr wenig auszukommen, und Marie-Anne war offenbar damit zufrieden, nur das Allernötigste zu besitzen, dessen eine Frau wie sie bedurfte.

Während ich auf der Seidendecke saß, spürte ich die Nachwirkung dieses letzten, langen Tages meiner Reise. Ich war erschöpft. Wochenlang war ich kreuz und quer durch England galoppiert und hatte Robins Botschaften überbracht. Für meine Unterkunft und Verpflegung hatte ich dabei selbst gesorgt, indem ich mir unbekannte Adelige in fremden Burgen mit meiner Musik unterhielt. Und jetzt hatte ich es warm, ich war satt und fühlte mich sicher, und ich spürte, wie mir die Lider bleischwer wurden. Robin würde gewiss gleich kommen. Die Sonne war vor etwa zwei Stunden untergegangen, und er wollte sicher nicht, dass Marie-Anne in ihrem Zustand noch spät in der Nacht draußen unterwegs war. Mir fiel der Kopf auf die Brust, und ich verspürte das überwältigende Verlangen danach, mich hinzulegen. Mein Herr würde es mir gewiss nicht übelnehmen, wenn ich ein paar Minuten schlief, damit ich bei unserer Unterhaltung frisch und ausgeruht war. Also schlüpfte ich aus meinen weichen Lederschuhen und streckte mich auf dem bequemen Bett aus. Ich schaffte es gerade noch, den Kopf wieder von dem weichen Gänsedaunen-Kissen zu erheben und die Kerze auszublase, ehe ich in Schlummer sank.

Aus dem tiefsten Schlaf fuhr ich hoch und war sofort hellwach, wie ein Mann, der schnell vom Grund eines Sees aufsteigt und durch die Oberfläche bricht, um gierig nach Luft zu schnappen. Doch der verschlagene Instinkt eines früheren Diebes ließ mich vollkommen still bleiben. Jemand betrat den Raum. Ich erhaschte einen Blick auf seine Silhouette in der offenen Tür, schwach hinterleuchtet vom herabgebrannten Feuer in der Halle. Er war klein, kleiner als Robin, und er hatte viel breitere Schultern. In einer Hand konnte ich gerade so ein Schwert erahnen.

Der Mann schloss die Tür hinter sich, der hölzerne Riegel klappte mit einem leisen Geräusch herunter, und es war wieder stockdunkel im Raum. Mir sträubten sich sämtliche Haare im Nacken, und ich bekam eine Gänsehaut an den Armen. Ich blieb noch einen Augenblick lang still liegen, dann traf mich die Erkenntnis wie ein Eimer Eiswasser ins Gesicht, und ich rollte beiseite. Gerade noch rechtzeitig. Mit einem Zischen sauste eine scharfe Klinge durch die Luft, dann hörte ich einen

dumpfen Schlag, als das Schwert des Mannes auf das Bett krachte, wo ich noch einen Herzschlag zuvor gelegen hatte.

Ich rappelte mich auf und stieß dabei gegen das Tischchen, das unter ohrenbetäubendem Klappern und Klirren umkippte. Unwillkürlich bückte ich mich nach dem heruntergefallenen Geschirr und dem Essen. Ich hörte die leisen Schritte weicher Sohlen nahen und dann ein Zischen über meinem Kopf, als das Schwert in der Dunkelheit über meine gebückte Gestalt hinwegsauste. Ich bekam das Obstmesser in die Finger, rollte mich unter das Bett und kroch durch Staub und Spinnweben zur anderen Seite hinüber. Doch der Angreifer hatte damit gerechnet und lief ebenso schnell um das Bett herum, wie ich brauchte, um darunter durchzukriechen. Sowie ich vorsichtig meine Nase hervorschob, krachte und splitterte es vor mir, als sich die Klinge des Eindringlings wenige Fingerbreit vor meinem Kopf in die Bodendielen bohrte und dort stecken blieb. Während der Mann versuchte, seine Klinge freizubekommen, zog ich mich zurück, wandte mich nach rechts und robbte hastig am Fußende unter dem Himmelbett hervor. So leise ich konnte, krabbelte ich auf Händen und Knien zur gegenüberliegenden Wand weiter, wo ich mich mit dem Rücken an die Holzvertäfelung kauerte, den Kopf zwischen die Knie zog und versuchte, nicht vernehmlich zu keuchen. Das kleine Obstmesser hielt ich vor mir ausgestreckt.

Im Raum war es still. Die Dunkelheit war undurchdringlich. Doch meine Angst legte sich allmählich, und an ihrer Stelle breitete sich kalte, harte Wut aus. Ich war mit einem bewaffneten Wahnsinnigen, der mich erschlagen wollte und dies schon dreimal beinahe geschafft hatte, in einem dunklen Raum eingeschlossen. Ich überprüfte die Klinge des Obstmessers. Sie war sehr scharf, wenngleich nur zwei Fingerbreit lang. Das würde genügen. Nach zwei Jahren in Gesellschaft von Robins Gesetzlosen, die zu den geschicktesten Mordbuben Englands zählten, verstand ich mich sehr gut darauf, einen Mann schnell mit einer kleinen Klinge zu töten. Mein Herzschlag verlangsamte sich, und ich hielt vollkommen still, während ich darauf wartete, dass mein Gegner sich verriet.

Dann sagte der Mann leise: »Mylord, weshalb ruft Ihr nicht Eure

Gefolgsleute zu Hilfe?» Das war ein walisischer Akzent. Ich hätte mir schon anhand der kleinen, stämmigen Gestalt denken können, dass ich es mit einem Bogenschützen zu tun hatte – und das bedeutete für mich nur Gutes. Im Allgemeinen waren unsere Bogenschützen nicht allzu gute Schwertkämpfer. Das wusste ich, weil es zu meinen Pflichten gehörte, sie auszubilden. Immerhin ein kleiner Trost, und bei dem Gedanken fasste ich frischen Mut. Ebenso war offenkundig, dass dieser Mann glaubte, Robin hier eingeschlossen zu haben. Um Hilfe zu rufen, kam nicht in Frage. Die wäre zwar gekommen, doch wenn ich auch nur das leiseste Geräusch von mir gab, würde dieser Mann binnen eines Augenblicks mit seinem Schwert über mich herfallen. Selbst in völliger Dunkelheit konnte er mich in Stücke hacken. Ich würde tot oder verstümmelt sein, ehe Robins Männer, die draußen in der Halle schnarchten, mir zu Hilfe kommen konnten, und der Angreifer würde durch das Fenster fliehen und irgendwo auf dem Burghof verschwinden. Also blieb ich stumm. Und ich lächelte in der Finsternis. Er hatte mir seine Position verraten. Dem Klang seiner Stimme nach musste er neben dem Kopfende des Bettes stehen. Ich hörte sein Schwert zischen, als er auf gut Glück um sich hieb. Aber ich war drei Schritt von ihm entfernt und tief geduckt. Wenn ich stillhielt, würde er mich mit dem Schwert nicht zufällig erwischen. Und wenn er mich finden wollte, musste er sich bewegen.

Nachdem ich lange nichts gehört hatte als das vage Rascheln von Stoff, quietschte der Dielenboden plötzlich heiser. In der Stille klang das Geräusch sehr laut, wie der Schrei einer Möwe. Die Diele knarrte noch einmal, dann war es wieder still, und ich wusste, dass er mitten im Raum stehen geblieben war, um keinen weiteren Lärm zu machen. Im Geiste konnte ich seine Position genau vor mir sehen. Aber ich musste ihn dazu bringen, näher zu mir zu kommen, ohne meine eigene Position zu verraten. Ich tastete in der Dunkelheit herum, und meine Hand berührte den kühlen irdenen Wasserkrug. Ich steckte die Hand hinein und stellte fest, dass er halb voll war. Mit beiden Händen hob ich ihn lautlos hoch, das Messer zwischen die Zähne geklemmt, und schleuderte ihn von mir weg in die Ecke. Der Krug zerschellte mit einem unglaublichen, erschütternden Klirren, und ich hörte die Dielen erneut

knarren, als der Mann sich auf die Ecke zubewegte und mit dem Schwert um sich hieb. Auf Händen und Knien kroch ich zu der Stelle, wo ich ihn vermutete, nahm das Messer in die rechte Hand und griff mit der linken nach seinem Oberschenkel. Ich lag nur knapp daneben, und als ich sein Knie packte, schrie er schrill auf vor Schreck und Angst. Einen Augenblick später hatte ich das Messer tief in die weiche Innenseite seines Oberschenkels gestoßen und es mit einer kräftigen, breiten Drehung wieder herausgerissen. Er kreischte entsetzlich vor Schmerz und Grauen und drosch mit dem Schwertknauf auf meine Schultern ein. Doch für mein Manöver wurde ich mit einem Schwall seines heißen Blutes belohnt, das mir ins Gesicht spritzte wie aus einem Springbrunnen und meinen Kittel am Oberkörper durchtränkte. Da wusste ich, dass er so gut wie tot war.

Ich ließ das Messer fallen, wich hastig außer Reichweite seines rudernden Schwertes zurück und kroch wieder unter das Bett. Das Geheul des Mannes erfüllte den Raum, grell und herzerreißend, und ich war mir sicher, dass es nicht nötig war, noch deutlicher Alarm zu geben. Ein Schrei nach dem anderen gellte mir in den Ohren, während seine Lebenskraft aus dem zerfetzten Oberschenkel schoss. Dann hörte ich ihn wie einen Mehlsack zu Boden plumpsen und nur noch schwach wimmern. Offenbar versuchte er, den Strom seines hervorsprudelnden Blutes einzudämmen. Ich roch es, ein säuerlicher Eisengeruch. Selbst im Stockdunklen konnte ich mir deutlich vorstellen, was gerade geschah, denn ich hatte so etwas schon einmal gesehen. Ich hatte gezielt die große, pulsierende Ader aufgeschlitzt, die an der Innenseite des Oberschenkels verläuft, und wenn er nicht schnell etwas fand, womit er das Bein abbinden konnte, würde er binnen dreißig Herzschlägen mausetot sein.

Die Tür des Schlafgemachs flog auf, und eine Gruppe Bewaffneter stürmte mit Fackeln und Kienspänen und aufgeregtem Lärm herein. Der Angreifer saß mit gespreizten Beinen und qualvoll verzerrtem, kreideweißem Gesicht in einem wahren See aus Blut. Ich schob den blutbespritzten Kopf unter dem Bett hervor und starrte ihn an.

Er brachte noch vier Worte heraus, ehe er leblos in der glänzenden Lache zusammenbrach: »Nicht meinen Jungen, bitte ...«, flüsterte er,

und dann war er tot.